

GENDER**Zeitschrift für Geschlecht,
Kultur und Gesellschaft****Verwandtschaftsverhältnisse –
Geschlechterverhältnisse im 21. Jahrhundert**

Sigrid Nieberle, Barbara Schaff, Jenny Bünnig	Vorwort	7
---	---------	---

Schwerpunkt

Florian Kappeler	Revolution der Verwandtschaft. Beziehungsweisen in Heinrich von Kleists <i>Die Verlobung in St. Domingo</i>	11
Anna Kasten	Rechtliche Imaginationen der Heteronormativität über die Verwandtschaftsbeziehungen zwischen Mutter, Vater und Kind in Urteilen zum § 1 Abs. 3 Unterhaltsvorschussgesetz (UhVorschG)	26
Yv E. Nay	Homonormative und nationalistische Politiken des Fortschritts in Debatten um nicht-hegemoniale Familien und Verwandtschaft	41
Julia Teschlade, Almut Peukert	Familiengründung durch Leihmutterschaft – Aushandlungen zu Elternschaft, familialen und verwandtschaftlichen Grenzen	56
Julia Prager	Dies- und jenseits von Wahlverwandtschaften. Mediale Dimensionen in Anspruch genomener Relationalität bei Judith Butler	71

Offener Teil

Anna Horstmann	Zwischen „bravem Mädchen“ und „gebildeter Dame“. Die Konstruktion von Weiblichkeit in den Büros der chemischen Industrie während des Ersten Weltkrieges	86
----------------	---	----

Lea Goldan	Gleicher Titel, ungleiche Entlohnung. Geschlechtsbezogene Lohnunterschiede unter Promovierten in Deutschland	103
Okka Zimmermann	Der ‚kritische‘ und ‚neoliberale‘ Vereinbarkeitsdiskurs in der Alltagskommunikation berufstätiger Mütter	121
Britta Thege, Juliane Köchling- Farahwanan, Sonja Börm	„Ich verstehe jetzt ein bisschen, wenn mein Enkel mir was erklärt. Jetzt sagt er nicht gleich ‚Ach Oma, du verstehst das nicht‘“ – Erste Ergebnisse eines Forschungs-Praxis-Projektes gegen soziale Isolation und digitale Exklusion älterer Menschen	138

Rezensionen

Uta C. Schmidt	Christina von Braun, 2018: Blutsbande. Verwandtschaft als Kulturgeschichte	157
Leila Zoe Tichy	Helga Krüger-Kirn/Laura Wolf (Hrsg.), 2018: Mutterschaft zwischen Konstruktion und Erfahrung. Aktuelle Studien und Standpunkte	160
Anastassija Kostan	Imke Leicht/Christine Löw/Nadja Meisterhans/Katharina Volk (Hrsg.), 2017: Material turn: Feministische Perspektiven auf Materialität und Materialismus	163
Sandra Steinmetz	Ingrid Jungwirth/Andrea Wolffram (Hrsg.), 2017: Hochqualifizierte Migrantinnen. Teilhabe an Arbeit und Gesellschaft	166

GENDER**Journal for Gender,
Culture and Society****Kinship Relations – Gender Relations
in the 21st Century**

Sigrid Nieberle, Barbara Schaff, Jenny Bünnig	Introduction	7
---	--------------	---

Essays

Florian Kappeler	A revolution in kinship. Familial relations in Heinrich von Kleist's <i>Die Verlobung in St. Domingo</i>	11
Anna Kasten	Legal imaginations of heteronormativity regarding the relationships between mother, father and child in judgments relating to section 1 (3) of the Maintenance Advance Act	26
Yv E. Nay	Homonormative and nationalist politics of progress in the debates on non-hegemonial families and kinship formations	41
Julia Teschlade, Almut Peukert	Creating a family through surrogacy: Negotiating parental positions, familial boundaries and kinship practices	56
Julia Prager	Elective affinities. Judith Butler's medial dimensions of claimed relationality	71

Essays: Open Part

Anna Horstmann	Between "good girl" and "educated lady". The construction of femininity in offices in the chemical industry during World War I	86
Lea Goldan	Analyses of the gender pay gap among PhD holders in Germany	103

Okka Zimmermann	Reconciling work and family life: The 'critical' and 'neoliberal' discourse mirrored in mothers' everyday communication	121
Britta Thege, Juliane Köchling- Farahwan, Sonja Börm	"Now I understand a little when my grandson explains something to me. Now he doesn't immediately say 'Oh Grandma, you don't understand'" – First results of a research-practice project against the social isolation and digital exclusion of elderly people	138

Book Reviews

Uta C. Schmidt	Christina von Braun, 2018: Blutsbande. Verwandtschaft als Kulturgeschichte	157
Leila Zoe Tichy	Helga Krüger-Kirn/Laura Wolf (Hrsg.), 2018: Mutterschaft zwischen Konstruktion und Erfahrung. Aktuelle Studien und Standpunkte	160
Anastassija Kostan	Imke Leicht/Christine Löw/Nadja Meisterhans/Katharina Volk (Hrsg.), 2017: Material turn: Feministische Perspektiven auf Materialität und Materialismus	163
Sandra Steinmetz	Ingrid Jungwirth/Andrea Wolfram (Hrsg.), 2017: Hochqualifizierte Migrantinnen. Teilhabe an Arbeit und Gesellschaft	166

Schwerpunkt

Florian Kappeler

Revolution der Verwandtschaft. Beziehungsweisen in Heinrich von Kleists *Die Verlobung in St. Domingo*

Zusammenfassung

Wenn moderne Revolutionen wesentlich Verwandtschaftsverhältnisse betreffen, welche Fragen wirft dann die Haitianische Revolution als eine Selbstbefreiung von *people of color* von rassistischen und sexistischen Verhältnissen auf? Der Artikel geht diesem Problem anhand der Darstellung von Beziehungsweisen in Heinrich von Kleists *Die Verlobung in St. Domingo* (1811) nach. Narrative der Verwandtschaft werden hier anhand der Verlobung eines Mädchens aus einem revolutionären Haushalt mit einem aus der Schweiz stammenden Söldner der Konterrevolution sowie seiner patriarchalen Großfamilie präsentiert. Der Beitrag argumentiert in intersektionaler Perspektive, dass der revolutionäre Haushalt Tonis neue Verwandtschaftsformen etabliert, zugleich aber noch von den sexistischen und rassistischen Verhältnissen des Kolonialismus geprägt ist. Die Widersprüchlichkeit des Eherechts in der Übergangssituation des Jahres 1803 konterkariert den Versuch, eine neue Praxis interkultureller Verwandtschaftsformen zu begründen.

Schlüsselwörter

Revolution, Verwandtschaft, Beziehungsweisen, Intersektionalität, Kleist

Summary

A revolution in kinship. Familial relations in Heinrich von Kleist's *Die Verlobung in St. Domingo*

If modern revolutions are fundamentally concerned with relations of kinship, then what questions does the Haitian Revolution, understood as the self-liberation of enslaved people of colour from racism and sexism, raise? This article discusses this question based on a reading of how familial relations are presented in Heinrich von Kleist's *Die Verlobung in St. Domingo* (1811). Kleist's novella presents narratives of kinship based on the engagement between Toni, a girl from a revolutionary household, and a mercenary from Switzerland, as well as his patriarchal family. Seen from an intersectional perspective, Toni's revolutionary household establishes new modes of kinship, while still being shaped by the sexist and racist relations of colonial rule. The transitional situation in 1803, which was characterized by the contradictions which were inherent in marriage law, thwarts any attempt to establish a new mode of intercultural kinship.

Keywords

revolution, kinship, familial relations, intersectionality, Kleist

1 Verwandtschaft und Revolution

In den Revolutionen der Moderne steht die grundlegende Veränderung von Verwandtschaftsbeziehungen auf dem Programm. Davon zeugen nicht zuletzt die Französische Revolution (Willer/Parnes/Vedder 2008: 82ff.; Redecker 2018) oder die Oktoberrevolution in Russland (Adamczak 2017). Dieser Beitrag handelt von Heinrich von Kleists Novelle *Die Verlobung in St. Domingo* (1811), dem im deutschsprachigen Raum bekanntesten Beispiel einer literarischen Auseinandersetzung mit der Haitianischen Revo-

lution (1791–1804), der ersten Selbstbefreiung von *people of color* von Kolonialherrschaft und Sklaverei.

In der Französischen Revolution wurde die Menschheit als utopische Form einer nicht auf die familiäre Genealogie und den patriarchalen Haushalt beschränkten Verwandtschaft begriffen, die gesellschaftliche Solidarität zwar vorerst androzentrisch begrenzte („Brüderlichkeit“), zugleich aber einen Ausgangspunkt immer neuer Universalisierungen bildete. Mit der Haitianischen Revolution als einer Selbstbefreiung verklavter *people of color* von brutalstem Rassismus und Sexismus stand zeitgleich eine De-Rassifizierung der Verwandtschaft auf dem Programm. In der haitianischen Verfassung von 1805 wurde Staatsbürger_innenschaft entsprechend in Umkehrung eines eurozentrisch begrenzten Universalismus über den generischen Namen – und nicht das biologische Faktum – ‚Schwarz‘ kodifiziert, der neben *people of color* auch Männer und Frauen mit weißer Hautfarbe unter sich subsumieren konnte (Christophe et al. 1805: 2; vgl. dazu Fischer 2005: 232ff.).

In Kleists *Verlobung* wird anhand der revolutionären Umwälzung der sozialen Beziehungen die Verbindung dieser De-Rassifizierung mit Ansätzen einer Überwindung der patriarchalen Familie aufgezeigt, beides aber zugleich mit überkommenen kolonialrassistischen und sexistischen Logiken kontaminiert. Nahbeziehungen und grundlegende gesellschaftliche Verhältnisse können Bini Adamczak folgend (Adamczak 2017: 242ff.) mittels eines Begriffs der Beziehungsweise aufeinander bezogen werden, der weder das einzelne Subjekt noch die soziale Struktur in den Fokus der Analyse stellt, sondern die Relationen, die beides erst begründen und die damit analytisch zwischen Mikro- und Makroperspektive angesiedelt sind. Institutionen wie Identitäten werden dann als verfestigte Beziehungsweisen begriffen, die Logiken der Herrschaft (Rassismus, Klassen- und Geschlechterherrschaft) sowie von diesen durchzogene soziale Sphären (z. B. Familie oder Recht) verbinden wie auch in revolutionären Situationen kollektiv neu konstruieren oder transgredieren. Die Beziehungsweise der Verwandtschaft impliziert in besonderem Maße solche Durchquerungen und Überschreitungen.

Im Vordergrund von Kleists *Verlobung* steht eine mit der Haitianischen Revolution einhergehende Umwälzung der Verwandtschaftsbeziehungen. Vor dem Hintergrund der revolutionären Übergangssituation im Haiti des Jahres 1803¹ wird diese anhand des titelgebenden Eheversprechens in Szene gesetzt und problematisiert. Die grundlegenden Beziehungsweisen der Verwandtschaft und der Verlobung werden anhand eines individuellen Falls verhandelt, ohne dass dieser – die Verlobung von Toni und Gustav/August – von seinem historisch-sozial-diskursiven Kontext isoliert oder umgekehrt diesem komplett subsumiert wird. Bringen Verlobungen immer schon zwei Familien in eine neue Verbindung, so wird dieser Fakt bei Kleist insofern auf die Spitze getrieben, als es sich hier um zwei gegnerische Verwandtschaftsverbände innerhalb einer revolutionären Situation handelt, in der Beziehungsweisen entlang der Herrschaftsachsen von Rassifizierung, Nation, Geschlecht und Klasse zur Disposition stehen.

1 Offiziell ist Haiti erst seit Beginn des Jahres 1804 der Name des nun unabhängigen Staates, die Kolonie hieß wie noch im Titel von Kleists Novelle St. Domingue. Der besseren Verständlichkeit halber wird im Folgenden aber durchgängig von Haiti gesprochen.

Rechtliche Imaginationen der Heteronormativität über die Verwandtschaftsbeziehungen zwischen Mutter, Vater und Kind in Urteilen zum § 1 Abs. 3 Unterhaltsvorschussgesetz (UhVorschG)

Zusammenfassung

Heteronormativität reguliert, organisiert und bringt die Verwandtschaftsbeziehungen hervor, wobei Verwandtschaft als performatives Tun verstanden wird. Davon ausgehend geht der Beitrag der Frage nach: Wie wird Verwandtschaft rechtlich konstruiert? Hierfür analysiere ich mithilfe der Wissenssoziologischen Diskursanalyse Urteile von Verwaltungsgerichten, in denen es um die Mitwirkung der alleinerziehenden Mutter bei der Feststellung der Vaterschaft geht (§ 1 Abs. 3 Unterhaltsvorschussgesetz). Die Analyse zeigt die diskursiven Praktiken, durch die rechtliche Imaginationen von Heteronormativität über Verwandtschaftsbeziehungen wirksam werden. Dabei handelt es sich um diskursive Praktiken zweierlei Art: Zum einen geht es um die Gerichtsurteile und zum anderen um Formen der Samenübertragung.

Schlüsselwörter

Unterhaltsvorschuss, Rechtsprechung, Heteronormativität, Alleinerziehende Mütter, Verwandtschaft

Summary

Legal imaginations of heteronormativity regarding the relationships between mother, father and child in judgments relating to section 1 (3) of the Maintenance Advance Act

Heteronormativity regulates, organizes and brings about relationships in which kinship is understood as a performative act. Based on this assumption, the article seeks to understand how kinship is legally constructed. Based on a sociology of knowledge discourse analysis I analyse administrative court judgments relating to a single mother's involvement in the determination of paternity (section 1 (3) of the Maintenance Advance Act). The analysis shows the discursive practices used to establish legal imaginations of heteronormativity through kinship relationships. There are two types of discursive practices: first, court judgments, second, the forms of insemination.

Keywords

advance payment, court decisions, heteronormativity, single mothers, kinship

1 Einleitung

Die Unterhaltspflichten eines Elternteils gegenüber einem Kind resultieren aus der Tatsache, dass es sich um *sein* Kind handelt. Der Ausdruck „sein Kind“ deutet auf eine verwandtschaftliche Beziehung zwischen einem Elternteil und einem Kind hin, sei es durch Geburt oder per Dekret (Adoption). Besonders für alleinerziehende Mütter stellte (und stellt) die Verankerung der Unterhaltsansprüche ihrer Kinder gegenüber dem Vater eine Herausforderung dar (Buske 2004; Hering 1998), insofern Heteronormativität eine Grundlage für die rechtliche Regulierung des Kindesunterhalts bildet (Sacksofsky 2017).

Die Prämisse des Beitrags¹ lautet, dass Heteronormativität Verwandtschaftsbeziehungen hervorbringt, reguliert und organisiert. Das Konzept der Heteronormativität entspringt der queer_feministischen Theorie. Stephanie Egger-Gajardo stellt es anhand der Arbeiten queer_feministischer Autor_innen wie Adrienne Rich (1993), Monique Wittig (1992), Judith Butler (1993, 1999) und Sabine Hark (2000) dar und zeigt dabei die politisch-soziologischen (Rich; Hark), psychoanalytischen (Butler) sowie sprachlichen (Wittig) Implikationen des Begriffs „Heteronormativität“ auf (Egger-Gajardo 2008: 14). In meinem Verständnis von Heteronormativität folge ich Sabine Harks (2000) theoretischen Überlegungen. Sie diskutiert Heterosexualität als Norm und als Institution (Hark 2000: 9ff.). Die normative Wirksamkeit der Heterosexualität liegt darin begründet, dass „sie nicht *als Norm* deutlich wird. Sie [Heterosexualität] gilt als Regelfall der Sexualität, der als Regelfall nicht thematisiert wird“ (Hark 2000: 10; Hervorhebung i. O.). Zugleich wird ihr Wirken als Norm dadurch unkenntlich gemacht, dass sie mit dem Privaten assoziiert wird (Hark 2000: 9). Mit dem Begriff der institutionalisierten Heterosexualität betont Hark die scheinbare Objektivität von Heterosexualität, die als selbstverständliche und unhinterfragte Praxis des sozialen Lebens gelte. Heterosexualität als Institution zu verstehen bedeutet, die Verbindung zwischen Struktur und Handlung zu denken. Die Stabilität von Heterosexualität sei nicht in ihrer vermeintlichen Natürlichkeit begründet, sondern in ihrer durch gesellschaftliche und normative Regulierungen produzierten Selbstverständlichkeit in Verbindung mit dem sie bejahenden Handeln (Hark 2000: 9).

Die Unterhaltspflichten von Eltern, die nicht gemeinsam für ihr Kind sorgen (wie z. B. im Fall von Alleinerziehenden), werden im Gesetz zur Sicherung des Unterhalts von Kindern alleinstehender Mütter und Väter durch Unterhaltsvorschüsse oder -ausfallleistungen vom 23.07.1979 (Unterhaltsvorschussgesetz) (UhVorschG) (BGBl. I S. 626) geregelt. Unterhaltsleistungen nach dem UhVorschG sind staatliche Sozialleistungen, die das Kind eines alleinerziehenden Elternteils erhalten kann, wenn die_der Unterhaltspflichtige nicht in der Lage ist, ganz oder teilweise den Kindesunterhalt zu zahlen, oder wenn der andere Elternteil nicht bekannt oder verstorben ist oder sich ganz oder teilweise seiner Unterhaltspflicht entzieht (Grube 2009: Einl. Rn. 2). Im UhVorschG werden die Verwandtschaftsbeziehungen nicht direkt erwähnt, wobei Unterhaltsansprüche zwischen Verwandten allein aus ihrem nach dem Recht bestehenden Verwandtschaftsverhältnis abgeleitet werden (Lucke 1998: 65). Nach § 1601 Bürgerliches Gesetzbuch (BGB) entsteht die Unterhaltspflicht unter Verwandten in gerader Linie (Großeltern, Eltern, Kinder). Das heißt: Indem der Anspruch eines Kindes gegenüber seinem Elternteil im § 1 Abs. 1 UhVorschG formuliert wird, wird bei der rechtlichen Konstruktion auf das Verständnis von Verwandtschaftsbeziehungen zwischen Mutter, Vater und Kind im Sinne des BGB zurückgegriffen. Um die Imaginationen der Heteronormativität bei der Herstellung von Verwandtschaftsbeziehungen herauszuarbeiten, analysiere ich diskursive Praktiken in der Rechtsprechung zum § 1 Abs. 3 UhVorschG, der eine „echte Anspruchsvoraussetzung“ (Grube 2009: § 1 Abs. 3 UhVorschG Rn. 93) für Unterhaltsleistungen nach dem

1 Die Ergebnisse des Beitrags beziehen sich teilweise auf die Erkenntnisse aus meinem Dissertationsprojekt, in dem ich mich mit der rechtlichen Konstruktion des Wissens über alleinerziehende Mutterschaft in Deutschland und Polen aus heteronormativitätskritischer Perspektive beschäftigt habe. Demzufolge habe ich für diesen Beitrag auf Textpassagen aus meiner noch nicht veröffentlichten Dissertation zurückgegriffen, die ich bearbeitet habe (vgl. Kasten 2019 im Erscheinen).

Homonormative und nationalistische Politiken des Fortschritts in Debatten um nicht-hegemoniale Familien und Verwandtschaft

Zusammenfassung

Dieser Beitrag untersucht, wie der Wandel familialer und verwandtschaftlicher Nähe- und Fürsorgeverhältnisse durch die Forderungen von Familien mit schwul, lesbisch, bisexuell, trans* und/oder genderqueer lebenden Eltern nach rechtlicher Anerkennung politisch diskutiert wird. Anhand einer diskurstheoretischen Analyse der Debatten im Schweizer Bundesparlament sowie ethnografischen Datenmaterials wird der Frage nachgegangen, welche Zeitlichkeiten in der polarisierten Auseinandersetzung um die Bedeutung des Phänomens ‚Regenbogenfamilien‘ und deren politischen Forderungen aufgerufen werden. Der Beitrag zeigt, wie die Erweiterung der rechtlichen Anerkennung von Familie durch homonormative und nationalistische Grenzen abgesichert wird und wie sich ambivalente Normalisierungsprozesse konstitutiv für Fortschrittspolitiken herausstellen.

Schlüsselwörter

Queere Temporalität, Queere Verwandtschaft, Regenbogenfamilien, LGBTQ, Heteronormativität, Homonormativität

Summary

Homonormative and nationalist politics of progress in the debates on non-hegemonial families and kinship formations

Lesbian, gay, bisexual, transgender and genderqueer parents are currently transforming kinship and family. This article scrutinizes how the calls for legal recognition of so-called “rainbow families” are debated at the political level. It analyses the temporalities invoked both in the discourse on adoption rights for same-sex parents in parliamentary debates in Switzerland and in ethnographic interview material. The author argues that legal recognition of same-sex families is based on homonormative and nationalist regimes and that ambivalent processes of normalization are constitutive for the idea of the politics of progress.

Keywords

queer temporalities, queer kinship, rainbow families, LGBTQ, heteronormativity, homonormativity

„We are family“ singen die leiblichen Schwarzen Schwestern als Musikgruppe Sister Sledge¹ erstmals im Jahr 1979 und bieten mit ihrem berühmt gewordenen Song eine Hymne für Solidaritätsbekundungen von Gemeinschaften unterschiedlichster Art, darunter auch von Communitys von Lesben, Schwulen, Bisexuellen, Trans*² und genderqueeren Menschen (LGBT*Q). Obschon das sloganartige Motto des Songs seither Ausdruck für die Auffassung von Familie als nicht leiblich oder genetisch miteinander

1 Der Song „We are family“ auf dem gleichnamigen Album der Musikgruppe Sister Sledge wurde von Cotillion Records im Jahr 1979 herausgegeben.

2 Trans*Personen ist eine Bezeichnung für Menschen, die sich nicht mit dem ihnen bei Geburt zugewiesenen Geschlecht identifizieren. Der Asterisk fungiert als Platzhalter für verschiedene Begriffe und Bedeutungen von Transgeschlechtlichkeit.

der verbundene Gemeinschaften ist, erhält er neuerdings eine zusätzliche Bedeutung. Denn wurden darunter bislang vorwiegend Gemeinschaften von LGBT*Q verstanden, die sich von ihrer Herkunftsfamilie abgrenzen und eine intendierte Gemeinschaft als Familie verstehen, gelten heute verstärkt LGBT*Q mit Kindern als „we are family“. Diese Verschiebung deutet auf einen neuartigen Wandel bestehender Auffassungen von Familie und Verwandtschaft: Heute gelten vor allem LGBT*Q mit Kindern als die ‚neuen‘ Familien (Funcke/Thorn 2010; Eggen/Rupp 2011) und dies, obwohl Familie mit ihren vergeschlechtlichten und sexualisierten Dimensionen bereits seit Längerem kritisch infrage gestellt, umgedeutet und als Ausdruck für Solidarisierung gefasst wird. So wird beispielsweise seit Ende der 1960er-Jahre und mit der erstarkenden LGBT*Q-Emanzipationsbewegung (Wahl-)Familie als Ausdruck einer Zusammengehörigkeit unter LGBT*Q, die füreinander Sorge tragen, verwendet (Weston 1991; Newton 1993). Schwarze Lesben mit Kindern wiederum greifen auf die Tradition in *Communities of Color* zurück, um Verwandtschaft jenseits einer bio-genetischen Verbindung zu konzipieren (Moore 2011). Als Familie verstehen sich auch Trans* *of Color* und Schwarze Trans* insbesondere im US-amerikanischen Kontext, die als ‚Zöglinge‘ von sogenannten *house mothers* in die Performance-Kultur des *voguing* und Sexarbeit eingeführt werden (Freeman 2007). (Lesbische) Feminist_innen – insbesondere Feminist_innen *of Color* – verwenden seit den 1970er-Jahren Verwandtschaftsbegriffe, wenn sie Mitaktivist_innen als ‚Schwestern‘ bezeichnen (Piesche 2012; Women of Black Heritage 2003; Moraga/Anzaldúa 1983 [1981]; Hacker 1987; Kokula/Böhmer 1991).³ Anschließend an feministische Kritik an patriarchalen Familienstrukturen⁴ schlägt beispielsweise bell hooks (2000) kollektive Kindererziehung und -betreuung als Alternative vor. Und Josephine Baker adoptiert ab den 1950er-Jahren sukzessive zwölf Kinder unterschiedlicher Herkunft und Religion, mit denen sie als sogenannte *Rainbow Tribe* eine Vision von Zukunft vorleben möchte, in der Menschen gerade in ihrer Differenz füreinander Sorge tragen (Guterl 2014). Die hier aufgezählten mannigfaltigen familialen Gemeinschaften der Verantwortung und Fürsorge sind mittlerweile in Vergessenheit geraten. Denn heute wird eine verengte Auffassung von alternativen Familien – LGBT*Q mit Kindern beziehungsweise sogenannte Regenbogenfamilien – wissenschaftlich untersucht und politisch kontrovers diskutiert.

Bisherige Forschungsarbeiten untersuchen vorwiegend gleichgeschlechtliche Eltern mit Kindern im Vergleich zu herkömmlichen heterosexuellen Kleinfamilien als neuartige Formen des Familienlebens und betonen dabei die durchweg positive Entwicklung der Kinder (Rupp 2009, 2011; Eggen/Rupp 2011; Funcke/Thorn 2010). In meiner Studie (Nay 2017) untersuche ich Bedingungen und Prozesse der Herstellung von Selbstverständlichkeiten in Form von ‚Normalitäten‘ von Familie am Beispiel von

3 Schwesternschaft als Solidarität unter Frauen* zu verstehen, wird allerdings auch als problematisches Moment einer global angelegten feministischen Politik kritisiert, wogegen für eine lokale Spezifizierung von vielschichtigen Differenzen plädiert wird (vgl. bspw. Mohanty 2002; Spivak/Bojadžijev/Grimm 1996; hooks 1997).

4 Feminist_innen und/oder LGBT*Q haben bereits früh die Institutionen der Ehe und Familie aufgrund ihrer patriarchalen, sexistischen, homonormativen und rassisierenden Privilegienverteilung radikal infrage gestellt (vgl. Pateman 1989; Feministische Studien 1991; Cornell 1998; Hark 2000; Gerhard 2005; Büchler 2001; Duggan 2002).

Creating a family through surrogacy: Negotiating parental positions, familial boundaries and kinship practices

Zusammenfassung

Familiengründung durch Leihmutterschaft – Aushandlungen zu Elternschaft, familialen und verwandtschaftlichen Grenzen

Im Fokus des Artikels stehen gleichgeschlechtliche Männerpaare, die ihren Kinderwunsch durch Leihmutterschaft erfüllen. Als Zwei-Väter-Familie müssen sie auf die gesellschaftliche Erwartung reagieren, dass jedes Kind auch eine Mutter hat und diese vakante Position erklären.

Anhand narrativer Interviews mit schwulen Elternpaaren aus Deutschland analysieren wir das ‚doing (being) family‘ aus zwei Perspektiven: Erstens nehmen wir die Aushandlungen von Eltern- und Familienrollen in den Blick. Die Väter verwenden unterschiedliche Strategien, um die Abwesenheit der Mutter zu erklären. Zweitens leisten die Paare Abgrenzungsarbeit, um als die einzigen Eltern des Kindes wahrgenommen zu werden. Wir argumentieren, dass gesellschaftliche Diskurse nur unzulängliche Begrifflichkeiten bereitstellen, um die Diversität von (Familien-) Beziehungen jenseits der Geschlechterdifferenzierung von Vater und Mutter abzubilden.

Schlüsselwörter

Leihmutterschaft, Eizellspende, Gleichgeschlechtliche Paare, doing family, Elternschaft

Summary

This article focuses on male same-sex couples who fulfil their wish for a child through gestational surrogacy. As two-father families they must engage with society's expectation that every child has both a mother and a father. Thus, the position of the mother must be filled, or at least accounted for. The empirical data derive from interviews with male same-sex couples from Germany. Following the grounded theory approach, we analyse the couples' 'doing (being) family' from two perspectives. First, we discuss how family roles are negotiated within the family formation process. The fathers employ different strategies to address the issue of the 'absent mother'. Second, we examine how the couples draw boundaries in family formation processes to ensure that they are seen as the child's only parents. We argue that social discourses lack broader definitions of (family) relations beyond the gendered categorizations of father and mother.

Keywords

surrogacy, egg donation, gay fathers, doing family, parenthood

1 Introduction: Contextualizing family, kinship and social change

In the context of assisted reproduction, the idea that family 'just happens' is contested. Rather, family and kinship are *generally* "performance achievements and a result of social construction processes" (Jurczyk 2014: 119). Gay and lesbian couples who wish to have children engage in complex family arrangements involving social parents with and

without biological ties, gamete donors, gestational carriers¹, lovers and friends (Weeks/Donovan/Heaphy 1999). Family composition varies depending on whether the couples fulfill their wish for a child through co-parenting arrangements, adoption, foster care, gamete donation or surrogacy. Despite increasing options for family formation, parenthood and family are not solely individual processes of negotiating meanings, roles and responsibilities: what constitutes a family is always also defined by social norms and law. Furthermore, New Kinship Studies emphasize that the cultural meanings of blood, lineage and genes are historically grounded and entangled with their contemporary perceptions. They “are mobilized to create the inclusions and exclusions definitive of kinship” (Franklin/McKinnon 2000: 275). Families must negotiate their kinship and family practices around these expectations, and their subject positions are socially embedded and structured.

In this paper, we focus on gay male couples who fulfill their wish for a child through gestational surrogacy. In order to become parents, it is a biotechnological requirement for gay couples to use donated oocytes to create an embryo with their own biogenetic material. This usually requires the help of at least two women: a gestational carrier and an egg donor.² The donated oocytes are inseminated with the sperm of one of the male partners (in vitro fertilization/IVF) and the embryo is transferred to the uterus of a second woman—the gestational carrier. Both women receive monetary compensation, and both usually relinquish their (potential) parental rights through contractual agreements,³ making the two fathers the only legal and social parents of the child. This way, conception, gestation and social mothering do not coincide. As a consequence, their child grows up without a *mother*,⁴ although two women were involved in the process of conception.

Nevertheless, gay couples must integrate both the egg donor⁵ and the gestational carrier into their family narrative, because they cannot hide the fact that they received help from “facilitating others” (Mitchell/Green 2007: 82). Moreover, they must define

1 Gestational carrier is the term most commonly used for a so-called surrogate mother. It describes a woman who carries and gives birth to a child who is not genetically related to her but was conceived through egg donation and IVF. Gestational surrogacy (GS) replaced traditional surrogacy (TS) arrangements, in which the woman is genetically related to the child.

2 The development from TS to GS indicates a complex interplay of different interests and power relations between the reproductive industry, medical professionals, commissioning parents, as well as gestational carriers and egg donors. These are structured by social, legal, and biotechnological opportunities and restraints. For further discussion see e.g. Teschlade (2018).

3 Gestational surrogacy is legal in many parts of the United States. Legal parentage can be assigned to the intended parents before the child is born (pre-birth order) or afterwards (post-birth order). In post-birth states, the intended parents and gestational carriers usually appear in court within a few days after the birth.

4 Within the network of global reproductive economies and chains of procreation and care, the concept of “parenthood” and especially “motherhood” is contested (Ergas/Jenson/Michel 2017). In this paper, we refer to the term *mother* only when talking about the normative perception of motherhood, where the genetic, gestational, legal and social relatedness between the child and the woman coincide. We differentiate between genetic, gestational, legal and/or social mother only if analytically necessary. However, we argue that *mother* and *father*, or more general, *parent*, should only refer to nurturing, caring and parental practices. In contrast to our use of the term *mother*, we refer to *father* as the social parent (while the legal and genetic relatedness for some fathers coincide). See also chapter 2 and for further discussion Peukert et al. (2018).

5 In the United States, egg donation is not necessarily anonymous. Couples have the opportunity to choose a ‘known’ donor (Teschlade 2018).

Dies- und jenseits von Wahlverwandtschaften. Mediale Dimensionen in Anspruch genommener Relationalität bei Judith Butler

Zusammenfassung

Der Beitrag verfolgt das Ziel, Judith Butlers breit geführte Auseinandersetzungen mit Bildungen und Verhinderungen zwischenmenschlicher Relationen im Allgemeinen und verwandtschaftlicher Beziehungen im Besonderen auf ihre medialen Dimensionen hin zu untersuchen. Anhand von beispielhaften Diskussionen soll erarbeitet werden, inwiefern Relationalität ein umkämpftes Terrain markiert, in dem Affektstrukturen zur Stabilisierung und De-Stabilisierung von machtvollen Ordnungen etabliert werden. Hierfür kommt zunächst Butlers Relektüre von Sophokles' *Antigone* in den Blick, um die Verstrickungen von (staatlichen) Normierungen, wie etwa Heteronormativität, mit legitimierten Verwandtschaftsbeziehungen und familiären Strukturen aufzuzeigen. Anschließend werden Schlaglichter auf Butlers verschiedene Überlegungen zu reglementierten Modellierungen von (globaler) Verbundenheit geworfen. Leitend wird die Annahme, dass diese Reglementierungen aus dem Zusammenspiel von machtvollen Hegemonieansprüchen (hinsichtlich von Begehrensformen wie auch von kulturellen Zugehörigkeiten) und Medienoperationen hervorgehen.

Schlüsselwörter

Judith Butler, Heteronormativität, Triadische Familie, Globale Relationalität, *Antigone*, Mediale Rahmung

Summary

Elective affinities. Judith Butler's medial dimensions of claimed relationality

The aim of this article is to examine, in terms of their medial dimensions, Judith Butler's broad-based discussions of the emergence and prevention of interpersonal relations in general and kinship relationships in particular. Based on exemplary discussions, the objective is to work out to what extent relationality represents a contested terrain in which affective structures are established to stabilize and destabilize powerful systems. To that end, Butler's re-reading of Sophocles' *Antigone* is first examined to reveal the entanglements of (state) normations, such as heteronormativity, with legitimized family relationships and family structures. Then, Butler's various reflections on regulated models of (global) connectedness will be highlighted. The assumption is that these regimentations emerge from the interaction between powerful claims to hegemony (both in terms of forms of desire and cultural affiliations) and media operations.

Keywords

Judith Butler, heteronormativity, triadic family, global relationality, *Antigone*, medial framing

1 Einleitend: dies- und jenseits von Wahlverwandtschaften

Einen Beitrag, der sich mit Judiths Butlers vielfältigen Verhandlungen von Verwandtschaft, Zugehörigkeit und Relationalität auseinandersetzt, mit einer Anspielung auf Goethes experimentelle Roman-Anordnung der *Wahlverwandtschaften* zu überschreiben, hat mehrere Beweggründe. Denn die literarische Vorlage scheint die hierfür zen-

tralen Aspekte in Butlers Arbeiten geradezu durchzuspielen: Erstens macht die Art und Weise, wie sich zwischenmenschliche Relationen im Roman herstellen, anschaulich, dass Beziehungsformen nicht jenseits von ihrer (geschlechtlichen, religiösen, kulturellen etc.) Normierung gedacht werden können. Gleichzeitig wird aber auch offensichtlich, dass jede dieser Normierungen verkörpert und aufgeführt werden muss, um wirksam zu sein. Zweitens lässt sich im Roman das ethisch-politische Moment der unhintergehbaren Verbundenheit des Selbst mit (allen) anderen ausmachen. Und drittens macht der literarische Text auf die mediale Dimension von Normierung sowie auf das Potenzial der literarischen Imagination alternativer Beziehungsformen aufmerksam.

So verweist bereits der Titel des Romans auf die paradoxe Verfasstheit normierter Beziehungen, die in den Figurenkonstellationen als Geflecht von gesellschaftlichen, vernunftgeleiteten wie eben auch leidenschaftlichen und triebhaften Dynamiken exemplarisch auf- und vorgeführt wird: Ein sich seit Kindertagen zugetanes Paar (Eduard, eigentlich Otto, und Charlotte), nach dem Tod ihrer ersten, unter Einfluss von gesellschaftlichen Zwängen gewählten, Partner in zweiter Ehe verbunden, wagt das Experiment, seine Zweisamkeit durch einen Freund (Hauptmann Otto) sowie eine Nichte (Ottilie) zu erweitern. Es folgt eine tragische Dynamik unerwarteter Relationen, die die Figuren selbstreflexiv mit dem chemischen Vorgang der Wahlverwandtschaften bezeichnen: als eine wechselseitige Anziehung verschiedener Elemente, durch die eine bestehende Verbindung aufgelöst wird. Dabei liegt die eigentliche Tragik in der Paradoxie dieses Vorgangs, zugleich als Wahl im Sinne einer freien Willensentscheidung *und* als Verwandtschaft im Sinne von Naturnotwendigkeit zu erscheinen. Die traditionell behauptete Dichotomie von Kultur und Natur, Wille und Trieb geht hier eine eigentümliche Relation ein, in der kein Element mehr für sich steht, sondern in einen Zustand der Unentscheidbarkeit gerät.

Judith Butlers weitreichende Reflexionen von staatlich regulierten, heteronormativen Verwandtschafts- und Familienformen, von Zugehörigkeiten und damit verknüpfter Verantwortlichkeit scheinen von eben einer solchen Verhältnishaftigkeit ihren Ausgang zu nehmen. Ihr besonderes Interesse gilt dabei der Frage, inwiefern die Reglementierungen (staatlich) legitimerter Verwandtschaftsmodelle und Zugehörigkeiten auch die Möglichkeit beschränken, den Verlust eines Lebens oder das Leid anderer (öffentlich) zu betrauern. Butler geht davon aus, dass wir uns als soziale und damit von der Anerkennung und vom Schutz der Anderen abhängige Wesen in einer grundlegenden Verbundenheit mit (allen) anderen befinden (vgl. insb. Butler 2004: 128–151). Im Zusammenhang mit machtvollen Hegemoniebestrebungen wird diese Verbindung jedoch vielfach unterbrochen, verstellt oder unkenntlich gemacht. Eine De-Realisierung von Verbundenheit wird beispielsweise dann in Gang gesetzt, wenn lediglich bestimmte, nämlich heteronormative Familienmodelle und verwandtschaftliche Strukturen anerkannt werden, während anderen, d. h. nicht-heteronormativen Konstellationen, die Anerkennung verwehrt bleibt. Dies führt u. a. dazu, dass AIDS-Tote im öffentlichen Raum nicht betrauert werden können, insofern die Krankheit vielfach in diffamierender Weise mit homosexuellem und daher nicht anerkanntem Begehren verknüpft wird. Aber auch als „feindlich“ markierte Opfer von Kriegshandlungen, wie z. B. muslimische Personen in den „Anti-Terror“-Einsätzen der Bush-Administration, bleiben aus dem Bereich öffentlicher Trauer ausgeschlossen (vgl. Butler 2000: 74).

Anna Horstmann

Zwischen „bravem Mädchen“ und „gebildeter Dame“. Die Konstruktion von Weiblichkeit in den Büros der chemischen Industrie während des Ersten Weltkrieges

Zusammenfassung

Der Erste Weltkrieg wäre ohne die Unterstützung der Kriegsfront durch die weiblich geprägte Heimatfront und die dortige Rüstungsproduktion nicht zu führen gewesen. Gleichzeitig führte er jedoch zu einer erneuten Verfestigung der Geschlechtergrenzen. Dieses Spannungsverhältnis wird anhand einer qualitativen Mikrostudie am Beispiel des Chemieunternehmens „Th. Goldschmidt AG“ aus Essen analysiert. Im Vordergrund steht die Frage nach den sich neu eröffnenden Handlungsspielräumen für weibliche Büroangestellte durch den Ersten Weltkrieg sowie die Konstruktion von Geschlecht vor der Folie des Krieges im Kontext des Fallbeispiels. Der Erste Weltkrieg zeigt sich in der Analyse nicht als der Schrittmacher der Emanzipation, für den er in der Forschung lange gehalten wurde, er wirkte aber im Büro bei Goldschmidt für den Bereich der angestellten Frauen als Beschleuniger langfristiger Modernisierungsprozesse. Im Unternehmen erlangten weibliche Büroangestellte, bedingt durch die Zwangssituation des Krieges, durch Kompetenz, Leistung, Persönlichkeit und Führungsfähigkeit Anerkennung auch jenseits geschlechtlicher Zuschreibungen, sodass sich die Geschlechtergrenzen verschoben und Einstellungsmuster änderten.

Schlüsselwörter

Geschlechtergeschichte, Frauenerwerbsarbeit, Erster Weltkrieg, Chemieindustrie, Weibliche Büroangestellte, Geschlechterverhältnis

Summary

Between “good girl” and “educated lady”. The construction of femininity in offices in the chemical industry during World War I

World War I would have run a different course had it not been for the female-dominated home front which supported the war front by producing armaments. However, at the same time World War I led to a renewed hardening of gender boundaries. This tension is analyzed on the basis of a qualitative micro study using the example of the chemical company Th. Goldschmidt AG from Essen. The article focuses on investigating, in the context of this specific case example, what new scope for action female office staff had – as well as on how gender was constructed against the backdrop of the war. The analysis shows that World War I does not present itself as the pacemaker for emancipation which academics long held it to be. However, the war functioned as a mediator of long-term modernization processes with regard to female employees at Th. Goldschmidt AG. In this new situation during and also on account of the war, the company's female office workers gained recognition for their competence, performance, personality and style of leadership – beyond gender-related attributions. Thus, gender boundaries shifted while attitudes also began to change.

Keywords

gender history, women's employment, World War I, chemical industry, female office workers, gender relations

1 Einleitung

Zwischen der Wende zum 20. Jahrhundert und dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges geriet die Geschlechterordnung in der westlichen Welt in Bewegung. Einen großen Einfluss auf die sich vervielfältigenden Geschlechterrollen hatte die ansteigende außerhäusige Erwerbsarbeit von Frauen. Der Erste Weltkrieg führte allerdings zu einer erneuten Verfestigung der Geschlechtergrenzen und zu einer Wiederbelebung des tradierten Frauenideals des 19. Jahrhunderts (Thébaud 1995: 38). Gleichzeitig wäre jedoch der Erste Weltkrieg – als erster industrialisierter Krieg – ohne die Unterstützung der Kriegsfrente durch die weiblich geprägte Heimatfront und die dortige Rüstungsproduktion nicht zu führen gewesen – ein Paradoxon (Daniel 2014: 120). Dieses Spannungsverhältnis zwischen sich zwangsläufig vergrößernden Entfaltungsmöglichkeiten für weibliche Arbeitskräfte und einer erneuerten Geschlechterdichotomie möchte der vorliegende Beitrag anhand einer qualitativen Fallstudie am Beispiel eines Chemieunternehmens, der „Th. Goldschmidt AG“ aus Essen, analysieren. Auch wenn die quantitative Einbeziehung von Frauen in den Arbeitsmarkt bereits gut erforscht ist, fehlen weiterhin qualitative Einschätzungen. Darum steht die Frage nach den sich neu eröffnenden Handlungsspielräumen für Frauen durch den Ersten Weltkrieg sowie die Konstruktion von Geschlecht vor der Folie des Krieges im Kontext des Fallbeispiels im Vordergrund.

Untersuchungsgegenstand der Arbeit sind Frauen, die zwischen 1914 und 1920 bei der Th. Goldschmidt AG als Büroangestellte gearbeitet haben. Die Quellen für die folgende Analyse entstammen dem Konzernarchiv der Evonik Industries AG, Standort Essen. Die Grundlage der Untersuchung bildet ein umfangreicher Aktenbestand, der Vorstandsprotokolle und Personalakten über die gesamte Zeit des Ersten Weltkrieges hinweg bis in die unmittelbare Nachkriegszeit hinein umfasst. Alle Zitate der Analyse sind diesem Aktenbestand entnommen.

Der Beitrag beginnt mit einer kurzen Methodenbeschreibung. Im Anschluss wird das komplexe Verhältnis von Arbeit und Geschlecht vor der Folie des Krieges betrachtet. Die Quellenanalyse und -kontextuierung des untersuchten Aktenbestands der Firma Goldschmidt bildet den Kern des Beitrags. Der Analyse der Kriegszeit schließt sich eine knappe Betrachtung der unmittelbaren Nachkriegszeit an.

2 Krieg und Geschlecht

Die Geschichtswissenschaft hat Militärgeschichte lange Zeit aus androzentrischer Sicht als Männergeschichte unreflektiert fortgeschrieben. Auch als sich die Militärgeschichte in den 1970er-Jahren für sozialgeschichtliche und in den 1980er-Jahren für alltagsgeschichtliche Fragestellungen öffnete, wurde weiterhin „die Bedeutung von Militär und Krieg für die Ausformung von Geschlechterbildern und Geschlechterbeziehungen“ (Hagemann 1998: 15) nur selten betrachtet (Hagemann 2008: 92ff.). Inzwischen hat sich dieses Bild geändert. Das Militär als „männliche Domäne par excellence“ (Opitz-Belakhal 2010: 143) wurde intensiv unter Fragestellungen der Männlichkeitsforschung analysiert. Auch die weibliche Erwerbsarbeit und der Kriegsalltag an der Heimatfront während des Ersten und Zweiten Weltkrieges sind gut erforscht.

Gleicher Titel, ungleiche Entlohnung. Geschlechtsbezogene Lohnunterschiede unter Promovierten in Deutschland

Zusammenfassung

Die bisherige Promoviertenforschung deutet darauf hin, dass Frauen monetär weniger vom Erwerb eines Dokortitels profitieren als Männer. Daher werden im vorliegenden Beitrag erstmals das Ausmaß und die Ursachen geschlechtsbezogener Lohnunterschiede unter Promovierten in Deutschland untersucht. Es wird erwartet, dass sich promovierte Frauen und Männer hinsichtlich ihrer Studienfachwahl und Beschäftigungsmerkmale unterscheiden. Auf der Grundlage des DZHW-Absolventenpanels 2001 werden die Brutto-Stundenlöhne zehn Jahre nach Studienabschluss mittels OLS-Regression und Oaxaca-Blinder-Dekomposition untersucht. Die Ergebnisse zeigen, dass die Stundenlöhne von promovierten Frauen um 16,3 Prozent geringer sind als diejenigen von promovierten Männern. Diese Lohnunterschiede sind zu zwei Dritteln darauf zurückzuführen, dass promovierte Frauen häufiger Fächer mit einem hohen Frauenanteil studiert haben, nach ihrem Studium weniger Berufserfahrung sammeln und seltener Leitungspositionen innehaben als promovierte Männer.

Schlüsselwörter

Promovierte, Geschlecht, Lohnunterschiede, Gender Pay Gap, Deutschland

Summary

Analyses of the gender pay gap among PhD holders in Germany

Previous research suggests that women benefit less in financial terms from obtaining a doctorate than men do. This article therefore for the first time examines the extent of and reasons for the gender pay gap among PhD holders in Germany. It is anticipated that women and men with PhDs differ with regard to their choice of subject and employment characteristics. Based on the 2001 DZHW Graduate Panel, gross hourly wages ten years after graduation are examined using OLS regression and Oaxaca-Blinder decomposition. Results show that the hourly wages of female PhD holders are 16.3 percent lower than those of male PhD holders. Two thirds of this wage difference is due to the fact that female PhD holders are more likely to have studied subjects which have a high proportion of female students, that they gain less professional experience after finishing their studies and that they less frequently hold management positions than male PhD holders do.

Keywords

PhD holders, gender, wage differences, gender pay gap, Germany

1 Einleitung¹

Eine Promotion ist Voraussetzung für eine wissenschaftliche Karriere, hat aber auch auf dem wissenschaftsexternen Arbeitsmarkt einen hohen Stellenwert. Ihr werden zahl-

1 Ich danke Christiane Gross, Kathrin Leuze, Laura Zapfe, Markus Lörz und Gregor Fabian für ihre wertvollen Anmerkungen während des Forschungsprozesses. Außerdem möchte ich mich bei den TeilnehmerInnen des ersten Forums ‚Higher Education and the Labour Market‘ 2018 vom DZHW und IAB für ihre hilfreichen Kommentare bedanken. Ein weiterer Dank geht an das DZHW für die Bereitstellung der Daten.

reiche monetäre sowie nicht-monetäre Erträge zugeschrieben, wie ein hohes Einkommen, ein geringes Arbeitslosigkeitsrisiko oder eine hohe Berufszufriedenheit (Engelage/Hadjar 2008; Falk/Küpper 2013; Konsortium Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs 2013). Dennoch lassen bereits vorhandene Untersuchungen zu monetären Erträgen einer Promotion vermuten, dass Frauen im Anschluss an eine Promotion weniger verdienen als Männer (Engelage/Hadjar 2008; Konsortium Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs 2013: 261f.). Bislang kann die Höhe der Lohnunterschiede zwischen promovierten Frauen und Männern aber weder beziffert noch erklärt werden – im Gegensatz zu AkademikerInnen in Deutschland. Je nach Betrachtungszeitpunkt und Datengrundlage beträgt der unbereinigte Gender Pay Gap hier 25–27 Prozent (Leuze/Strauß 2009: 275, 2014: 286; Statistisches Bundesamt 2010: 34). Da die Lohnunterschiede unter AkademikerInnen bereits hinreichend untersucht wurden, sollen die bekannten Einflussmechanismen in dieser Arbeit auf Promovierte übertragen werden.

Die Untersuchung geschlechtsbezogener Lohnunterschiede ist von grundsätzlicher Relevanz: Die Benachteiligung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt ist ein meritokratisches und gesamtgesellschaftliches Problem. Frauen werden unterhalb ihrer potenziellen Produktivität beschäftigt, sodass vorhandene Ressourcen auf dem Arbeitsmarkt nicht vollständig genutzt werden. Auf individueller Ebene ist der Arbeitslohn zudem zentral für soziale Ungleichheiten, weil er den gesamten Lebenslauf beeinflusst und sich beispielsweise bis zum Ende des Arbeitslebens zu einem Gender Pension Gap akkumulieren kann (Frommert/Strauß 2013). Promovierte nehmen gesellschaftliche, politische, wirtschaftliche und wissenschaftliche Spitzenpositionen ein und leisten einen wichtigen Beitrag zu wirtschaftlichen Innovationsprozessen (Konsortium Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs 2017: 222ff.). Daher ist der Abbau sozialer Ungleichheiten gerade in dieser Gruppe relevant.

2 Forschungsstand

In bisherigen Studien wurden entweder die monetären Erträge einer Promotion untersucht, ohne dabei das Geschlecht als zentrale Ungleichheitsdimension zu berücksichtigen (Engelage/Hadjar 2008; Falk/Küpper 2013; Konsortium Bundesbericht Wissenschaftlicher Nachwuchs 2013; Mertens/Röbken 2013), oder es wurden die geschlechtsbezogenen Lohnungleichheiten innerhalb verschiedener Bildungsgruppen und nicht explizit unter Promovierten betrachtet (Brandt 2016; Busch 2013; Leuze/Strauß 2009, 2014; Ochsenfeld 2014). Die erste Gruppe von Studien zeigt, dass Promovierte gegenüber Nicht-Promovierten deutliche Lohnvorteile erzielen, auf dem Arbeitsmarkt aber auch fächer- und geschlechtsbedingte Lohndifferenzen bestehen, wenngleich die Höhe der Lohnunterschiede zwischen promovierten Frauen und Männern nicht benannt wird. Der zweiten Gruppe von Studien zufolge werden Frauen in allen Bildungsgruppen geringer entlohnt als Männer, was auf ein Zusammenspiel verschiedener Faktoren zurückzuführen ist.

Eine Ursache für diese Lohndifferenzen ist die geschlechtsabhängige Studienfachwahl (Brandt 2016; Leuze/Strauß 2009, 2014). Die Geistes- und Sozialwissenschaften gelten als frauentypische Fächer und werden später geringer entlohnt, technische und naturwissenschaftliche Fächer gelten hingegen als männertypisch und lohnstark. Die Hu-

Der ‚kritische‘ und ‚neoliberale‘ Vereinbarkeitsdiskurs in der Alltagskommunikation berufstätiger Mütter

Zusammenfassung

In der Geschlechterforschung wird angeregt über den Zusammenhang von Feminismus, Neoliberalismus, demografischer Wende in der Familienpolitik und der sich verändernden Rolle von Müttern debattiert. Dieser Beitrag zielt darauf ab, die Art und das Ausmaß der Rezeption öffentlicher Diskurse um Vereinbarkeit herauszuarbeiten. Hiernach werden insbesondere hochqualifizierte Frauen durch wirkmächtige Leitbilder darauf verpflichtet, Karriere und Mutterschaft selbstständig zu vereinbaren, während die Kritik am asymmetrischen Geschlechterverhältnis weitgehend verstummt. In diesem Beitrag wird auf der empirischen Basis qualitativer Interviews analysiert, ob und wie sich der ‚kritische‘ oder ‚neoliberale‘ Vereinbarkeitsdiskurs in der Alltagskommunikation und in Vereinbarkeitsstrategien berufstätiger Mütter niederschlägt. Als zentrales Ergebnis ist festzustellen, dass diese sich weitgehend als ‚Familienmanagerinnen‘ sehen, die durch gute Planung, Struktur und Organisation Vereinbarkeit selbst herstellen. Der neoliberale mediale Vereinbarkeitsdiskurs wurde von ihnen damit weitestgehend übernommen und in Vereinbarkeitsstrategien umgesetzt, die durch individuelle Lösungen gekennzeichnet sind.

Schlüsselwörter

Vereinbarkeit, Work-Life-Balance, Neoliberalismus, Mutterschaft, Familie

Summary

Reconciling work and family life: The ‘critical’ and ‘neoliberal’ discourse mirrored in mothers’ everyday communication

Gender researchers are currently engaged in a lively discussion about the connection between feminism, neoliberalism, the ‘demographic change’ in family politics and the changing role of mothers. This article aims to describe the ways in which and the degree to which specific elements of the public discourse around reconciling work and family life are transferred to the everyday lives of mothers. It is especially highly qualified women who are prone to follow potent ideals and take full responsibility for reconciling their career and motherhood while at the same time shying away from criticizing asymmetric gender roles. In the research on which this article is based we analyzed qualitative interviews with working mothers and concluded that they tend to reproduce the neoliberal discourse in their everyday language. These women define themselves as “managers” of their families and regard reconciling work and family life as their personal responsibility, which they fulfil by successfully planning, structuring and organizing their everyday lives. In other words, they have adopted the role models provided by the neoliberal public discourse, which delegates responsibility for reconciling work and family life almost exclusively to mothers.

Keywords

reconciling work and family life, work/life balance, neoliberalism, motherhood, family

1 Mutterschaft als unvollständige Modernisierung

Das Geschlechterverhältnis erscheint aktuell von einer „rhetorischen Modernisierung“ geprägt, die das Fortbestehen und die Verschärfung von Geschlechterungleichheiten bei gleichzeitiger diskursiver De-Thematisierung beschreibt (Wetterer 2003). Traditionalismen und eine „dualistische und naturalistische Deutung von Geschlecht“ (Alischer 2018: 17) scheinen sich auf der Basis angenommener formaler Gleichheit eher wieder zu verstärken, wie sich z. B. in einer „aufgeklärten Re-Polarisierung“ (Scholz 2013: 323) von Geschlecht in aktuellen Partnerschaftsratgebern zeigt. Die Trennung von öffentlicher und privater Sphäre und damit bezahlter Produktions- und unbezahlter Reproduktionsarbeit (Care) wird im Zuge des erstarkenden Neoliberalismus trotz teils anderslautender Rhetorik nur unvollständig modernisiert. Frauen sind nun in beiden Sphären aktiv und verantwortlich und müssen diese ‚vereinbaren‘, während Männer weiterhin ihren Tätigkeitsschwerpunkt vorwiegend in der Produktionssphäre sehen und zu Hause in den meisten Fällen höchstens aus- oder mithelfen. Familie und insbesondere Mutterschaft ist dabei ein „Kristallisationspunkt“, an dem sich Widersprüche zwischen Modernisierung und verbleibenden Traditionen durch gegenläufige Anforderungen an Mütter zeigen (Alemann/Beaufaÿs/Kortendiek 2017: 9; Diabaté 2015; Kortendiek 2010).

Partnerschafts- und Vereinbarkeits-Arrangements müssen unter Bedingungen empfundener Gleichstellung (ständig neu) verhandelt werden und fallen dadurch in die Verantwortung der Individuen; geschlechterbezogene Benachteiligungen werden damit „privat zu verantwortende“ (Woltersdorff 2013: 610) und können nicht mehr Gegenstand einer Kritik an den gesellschaftlichen Verhältnissen sein. Entsprechend konstatiert Metz-Göckel, dass „Vereinbarkeitskonflikte zwischen den Geschlechtern strukturell verursacht [sind], [sie] werden aber persönlich ausgetragen“ (Metz-Göckel 2002: 21). Ein „radikal entpolitizierter, unaufsässiger Feminismus“ (McRobbie 2014: 183) ist entstanden, der die Auseinandersetzung in der Öffentlichkeit scheut und die Familie als Kleinunternehmen betrachtet, in dem die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern die individuelle Entscheidung der Paare ist, die im Sinne einer erhöhten Produktivität ihres ‚Unternehmens Familie‘ individuell gefällt wird (McRobbie 2014: 176). Die Ehefrau und Mutter gibt mit den „entsprechenden Managementkompetenzen“ (McRobbie 2014: 184) die Linie vor.

Als Gegenbewegung zur Doppelbelastung weiblicher Arbeitskraft infolge neoliberaler Politiken wird außerdem eine „Retraditionalisierung durch die Hintertür“ (McRobbie 2013: 141) in Form einer „Professionalisierung von Vollzeit-Mutterschaft“ (Mendel 2017: 35) beobachtet. Nach Lenz, Dreßler und Scholz definiert der „deutsche Mutter-Mythos“ (Lenz/Dreßler/Scholz 2013: 46) Mutterschaft erneut als Vollzeitaufgabe, basierend auf der Annahme, dass eine ‚gute‘ Mutter ununterbrochen für ihre Kinder da sein muss bzw. will und somit z. B. keine Freizeit braucht (Mendel 2017). Gleichzeitig wird immer mehr Zeit zur Unterstützung der Bildungskarriere des Kindes und zur Organisation von Freizeitaktivitäten benötigt (Henry-Huthmacher 2008; Müller 2013). Mit dem Rekurs auf die bedingungslose Liebe der Kinder zu ihren Eltern wird die Verantwortung insbesondere der Mutter für ihre Kinder dabei noch diskursiv überhöht (Scholz 2013). In den ersten Lebensjahren werde von der Mutter ein „Verzicht“ auf eigene Interessen und ein selbstbestimmtes Leben gefordert (Herwartz-Emden 1995), „jede dauerhafte Fremdbetreuung“ (Kortendiek 2010: 443) ausgeschlossen.

„Ich verstehe jetzt ein bisschen, wenn mein Enkel mir was erklärt. Jetzt sagt er nicht gleich ‚Ach Oma, du verstehst das nicht‘“ – Erste Ergebnisse eines Forschungs-Praxis-Projektes gegen soziale Isolation und digitale Exklusion älterer Menschen

Zusammenfassung

Ein großer Teil der Senior*innen in Deutschland zählt zu den Offliner*innen. Geringe oder fehlende Digitalkompetenz in einer sich zunehmend digitalisierenden Gesellschaft birgt das Risiko, sozial abgehängt zu werden. Insbesondere für Frauen gibt es hierbei Benachteiligungen, die im Zusammenhang mit Prozessen von Doing Gender/Doing Age und dem Zusammenspiel von Zuschreibung, Darstellung und Anerkennung stehen. Das Forschungs-Praxis-Projekt *Connect-ed – Wege aus der sozialen Isolation im Kontext Neuer Medien* nimmt sich der Problembereiche der sozialen Isolation und digitalen Exklusion in den Lebenssituationen älterer Menschen mit einem innovativen Weiterbildungskonzept an, das zwischenmenschliche Begegnungen im realen wie virtuellen Raum verbindet. Eine erste Auswertung der empirischen Daten, die durch Fragebögen, Netzwerkkarten und Gruppendiskussionen gewonnen wurden, ergab, dass sich im Rahmen der Weiterbildung das Wohlbefinden der Teilnehmerinnen deutlich steigerte und der Wissenserwerb im Bereich der Neuen Medien zu einem Zugewinn an Selbstständigkeit und Selbstvertrauen führte. Allerdings können digitale Netzwerke reale Begegnungen und Austausch nicht ersetzen.

Schlüsselwörter

Ältere Frauen, Soziale Isolation, Digitalkompetenz, Internet, Soziale Netzwerke, Wohlbefinden

Summary

“Now I understand a little when my grandson explains something to me. Now he doesn't immediately say ‘Oh Grandma, you don't understand’” – First results of a research-practice project against the social isolation and digital exclusion of elderly people

A large proportion of senior citizens in Germany, especially women, are what are known as “offliners”. In an increasingly digitalized society, little or no digital literacy is linked to the risk of being left behind socially. For women in particular there are disadvantages owed to the processes of doing gender/doing age and the interplay between attribution, representation and recognition. The research-practice project *Connect-ed – Ways Out of Social Isolation in the Context of New Media* addresses the problem areas of social isolation and digital exclusion in the life situations of elderly people by means of an innovative training concept which combines interpersonal encounters in the real and virtual spaces. A first analysis of the empirical data based on questionnaires, network cards and group discussions showed that participants' well-being increased significantly within the framework of the training course and what they learned about the new media led to increased independence and self-confidence. Nevertheless, digital networks cannot replace real encounters and interaction.

Keywords

elderly women, social isolation, digital literacy, internet, social networks, well-being

1 Einleitung

Digitalisierung ist ein aktueller Megatrend, der starken Veränderungsdruck auf unsere Lebens- und Arbeitswelten erzeugt. Zugleich erleben wir mit dem demografischen Wandel, den Tendenzen der Entfamiliarisierung und Singularisierung, dem Trend zum Eingenerationenhaushalt sowie der Feminisierung des Alters gesellschaftliche Entwicklungen, die einen Wandel von Lebensentwürfen, Familienleitbildern, Lebensformen und Familienphasen zur Folge haben und die die sozialen Beziehungen von Menschen über den Lebensverlauf hinweg verändern (vgl. Backes/Clemens 2008). Möglichkeiten und Formen, wie Familienangehörige unterschiedlicher Generationen Kontakt pflegen und sich gegenseitig unterstützen, werden sich zukünftig weiter verändern und wahrscheinlich noch vielfältiger werden (vgl. Deutsches Zentrum für Altersfragen 2016: 24). Voraussichtlich werden die Distanzbeziehungen zu Kindern und Enkelkindern zunehmen und nicht-familiale Netzwerke (Freund*innen, Nachbar*innen, Bekannte) stark an Bedeutung gewinnen (vgl. Mahne/Motel-Klingebl 2010: 191).

Mehr als doppelt so häufig wie gleichaltrige Männer leben Frauen, vor allem nach dem Tod ihres Ehemannes, allein. Vorhandene soziale Netzwerke in Familie, Nachbarschaft und Wohnumfeld gelten als wesentlicher Faktor zur Verhinderung von sozialer Isolation im Alter¹ und als signifikanter Einflussfaktor für die Lebenszufriedenheit (vgl. Huxhold/Mahne/Naumann 2010: 215). Höpflinger (2014) weist in diesem Kontext darauf hin, dass derzeit außerfamiliäre Generationsbeziehungen im Gegensatz zur familiären Einbindung älterer Menschen lückenhaft seien. Netzwerkanalysen belegen, dass ein erheblicher Anteil alter Menschen keine Freundschaften unterhält und auch Nachbarschaftskontakte insgesamt wenig ausgeprägt sind (vgl. Petrich 2011: 29; Hofer/Moser-Siegmeth 2010: 6). Es gibt Hinweise, dass aktuell rund 10 Prozent der Älteren als sozial isoliert bzw. vereinsamt eingestuft werden können (Petrich 2011: 16).

Ein im Zusammenhang mit sozialer Isolation und fortschreitender Digitalisierung hervorgehobener und zunehmend an Brisanz gewinnender Aspekt ist, dass ein beträchtlicher Teil der Senior*innen in Deutschland zu den sogenannten Offliner*innen gehört. Die großen jährlichen ARD/ZDF Onlinestudien (Koch/Frees 2017) wie auch der sog. Digitalisierungsindex (Initiative D21 o. J.b; Ehlers/Bauknecht/Naegele 2016: 17) belegen eine Reihe soziodemografischer Merkmale der Zugangskluft zum Internet. Zu den internetfernen Gruppen zählen Personen über 60 Jahre, Frauen, Bildungsferne, Einkommensschwache sowie Nicht-Berufstätige/Rentner*innen, ca. 16 Millionen Menschen gelten als digital Abseitsstehende (Initiative D21 o. J.b: 30ff.). Für sie alle besteht die Gefahr, den Anschluss an eine zunehmend technisierte Gesellschaft zu verlieren und überall dort benachteiligt zu sein, wo Informationen ausschließlich digital bereitgestellt werden. Besonders ältere Menschen scheinen Berührungängste gegenüber dem Internet bzw. Angst vor der Bedienung unbekannter Geräte zu haben (vgl. Doh 2011: 47), denn den auffallend geringsten Wert bei der Internetnutzung weist die Gruppe der ab 70-Jährigen auf, von denen 42 Prozent zumindest ab und zu das Internet nutzen (vgl.

1 Die WHO unterscheidet folgende Altersgruppen: 50–59 Jahre: alternder Mensch; 60–64 Jahre: älterer Mensch; 65–74 Jahre: wesentlicher Einschnitt in der Regressionsphase; 75–89 Jahre: alter Mensch (Hochaltrigkeit); 90–99 Jahre: sehr alter Mensch; 100–115 Jahre: Langlebiger (vgl. Walter et al. 2006: 40).